

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 134.

Montag, 11. Juni.

1928.

(6. Fortsetzung.)

### Im langen Bruch.

Roman von Hainz Alfred von Boern.

(Nachdruck verboten.)

Jahre vergingen — Jahre, in denen die beiden nun erwachsenen Spielfameraden von ehemals nichts voneinander hörten. — Das Mädchen war zur jungen Dame geworden in langen Kleidern, der Junge stand als Offizier bei einem Regiment.

Doch eines Tages erhielt er die Nachricht, daß er in die Heimat kommen müsse, sein Vater sei schwer erkrankt und das Gut brauche Auge und Hand eines Herrn. —

Der junge Mann kam zu spät, sein Vater war heimgegangen, ohne ihn noch einmal zu sehen, ohne ein letztes liebes Wort. — Nun lag die ganze Last der Bewirtschaftung auf seinen Schultern. —

Und wieder verfloss ein Jahr voller Arbeit und Mühe.

Da war es an einem Sommerabend, die Luft war so weich und lind, so voll von Blütenduft und Vogelklang, als sich die beiden Menschenkinder wieder trafen — das junge Mädchen und der junge Mann. Aber der Fluch des Zauberers lag auf ihnen, fremd und feindselig standen sie sich gegenüber und sahen es nicht, daß aus dem Walddunkel drei lichte Gestalten traten, in weißen, fließenden Gewändern.

„Laßt mich meine Macht versuchen,“ sprach die eine, „ob ich den Bann lösen kann, — ich bin die Erinnerung!“

Aber all ihr Mühen blieb vergeblich, und traurig wandte sie sich an ihre Gefährtin: „Versuche du dein Heil, Schwester.“

Doch Frau Sehnsucht schüttelte betrübt das Haupt: „Sie hören mich nicht, denn zwischen ihnen steht der Haß und macht ihre Blicke trübe, ihre Herzen hart.“

Die dritte Fee stand abseits und lächelte, ein stilles, personenes Lächeln. Dann traten ihre Begleiterinnen an sie heran:

„Nun wage du das Letzte!“

Da hob die Lichtgestalt die Hand:

„Stille, meine Zeit ist noch nicht gekommen!“

Und wie ein Hauch zerfloßen die wesenlosen Körper, zogen als wehende, wallende Nebelschleier über die einsame Waldwiese und verschwanden.

Wissen Sie, Gräfin, wie die dritte Fee hieß?!

Ein Rücken von Stühlen, Stimmengewirr und Gelächter, die Amtsrätin hatte die Tafel aufgehoben.

Herttha hatte die Augen geschlossen, schwer hing sie an Lüthes Arm, er fühlte wie ein Beben ihre Glieder durchflog, da beugte er sich nieder, dicht, ganz dicht zu ihr herab und fragte noch einmal:

Wissen Sie den Namen der Fee?!

Wie in einer plötzlichen Schwäche lehnte sie sich an ihn, schüttelte das Köpfchen und hörte wie im Traum seine Stimme:

„Es war eine Macht, stärker als der Haß, es war — die Liebe!“

Heller Kerzenglanz aus dem vielarmigen Kronleuchter umstrahlte sie, mit einem Ruck riß sich Herttha los und flüchtete in eine Fensternische, dort blieb sie zitternd stehen, ihre Pulse flogen und in ihren Schläfen

hämmerte das Blut schmerzhaft immer nur das eine Wort — „die Liebe!“

Graf Steinrück trat auf Jochen zu:

„Nun lassen Sie mich Ihnen noch einmal persönlich danken, Herr von der Lühe. Sie haben mir durch die Ueberwindung des Geweihs eine wahre Herzensfreude bereitet, und ich glaube, Ihr lieber verstorbener Vater würde Ihre Handlungsweise gut heißen, die Schuld lag wohl an mir, — nochmals meinen Dank, und ich hoffe doch, Sie bei den großen Jagden in Steinrück zu sehen!“

„Herr Graf,“ Jochen stotterte vor Verlegenheit, „Herr Graf, ich bitte, es war mir ja selbst die größte Freude, und wenn — — —“

„Schon gut,“ der alte Herr lachte, „wie ist es, machen Sie 'nen kleinen Skat mit, ganz solide, um die Halben?“

„Bedauere unendlich, aber ich spiele überhaupt nicht.“

„Ei du grüne Neune! Da sind Sie ja 'n weißer Kabe, — na — auf ein andermal!“ und Graf Albert stapfte in das Herrenzimmer hinüber, wo der Amtsrat Zigarren herumreichte, und der Diener auf einem Tablett schäumendes Pilsener aus dem Syphon anbot.

Die kleine corpulente Amtsrätin steuerte quer durch das Zimmer auf Jochen los:

„Liebster Herr von der Lühe, ich komme mit einer sehr, sehr großen Bitte! Gräfin Steinrück will uns die außerordentliche Freude machen, ein Lied vorzutragen, aber es ist niemand da, der vom Blatt spielt, ist es sehr unbescheiden von mir, wenn ich Sie bitte — — —“

Jochen stellte die Mokkatasse auf das Empiretischchen.

„Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob der Gräfin meine Begleitung genügt — — —“

Die alte Dame gab ihm mit dem Fächer einen leichten Schlag auf den Arm:

„Ach, Sie wollen bloß ein Kompliment über Ihr Spiel hören, aber den Gefallen tue ich Ihnen nicht, ich habe noch garnicht gewußt, daß Sie so eitel sind!“

Herttha stand neben dem aufgeschlagenen Bechsteinflügel; als sie Lühe auf sich zukommen sah, machte sie unwillkürlich eine jähe Bewegung, als wolle sie zurücktreten, aber Jochen hatte schon auf dem niedrigen Plüschsessel Platz genommen:

„Was befehlen Sie, Gräfin?“

Sie griff aufs Geratewohl in den Notenstoß, vor ihren Augen flimmerte es, und sie mußte sich zusammennehmen, um ihre Erregung nicht zu verraten.

„Wäre Ihnen das recht?“

„Bitte!“ Präladierend glitten seine Hände über die Tasten, und nun setzte ihr weicher, metallischer Mezzosopran ein:

Es gibt im Volkesmunde  
Vohl Märchen ohne Zahl,  
Ein jedes in der Kunde  
Beginnt: „Es war einmal!“  
Die Kinder selig lauschen  
Dem holden Märchenglück,



Die Alten Blide tauschen  
Und denken still zurück.  
Schwindet auch trügerisch von hinnen,  
Was einst dein Ideal,  
Denke die Märchen beginnen  
Alle: „Es war einmal!“

„Bravo! — Bravo! — Entzückend! — Wundervoll!“  
In der Tür nach dem Speisezimmer drängten sich  
die Herren, dazwischen hörte man den Bass des Forst-  
meisters: „Solo! Grün steht sie alle weg!“

Herttha lehnte neben dem Kessel, ihre Blide schienen  
in eine weite, weite Ferne zu schweifen, und ihre zarte  
Gestalt zitterte wie unter einem Frostschauer.

Die Amtsrätin trat auf sie zu.

„Liebste Gräfin, nein, wie sind Sie um diese Gabe  
zu beneiden! Herrlich, ganz herrlich, nur noch ein Lied,  
die Damen und Herren schließen sich meiner Bitte an!“

„Verzeihung, gnädige Frau, ich, — ich, — ich  
fühle mich nicht ganz wohl — — —“ jeder Tropfen  
Blut war aus dem Gesicht des jungen Mädchens ge-  
wichen.

„Um Gottes willen,“ die alte Dame schlug die Hände  
zusammen, „soll ich Ihren Herrn Vater benachrichtigen?  
Kommen Sie, Kindchen, nein, wie leid mir das tut!“

„Ach nein, bitte nicht, ich möchte Väterchen nicht  
stören, er hat so selten einmal eine Freude — — —“

Doch Lühe war schon aufgestanden und in das  
Speisezimmer hinübergegangen.

„Verzeihung, Herr Graf, Ihr Fräulein Tochter, —  
ein leichtes Unwohlsein — — —“

Graf Albert blickte auf und legte die Karten hin.

„Sie entschuldigen, meine Herren, Herr Amtsrat,  
würden Sie so liebenswürdig sein, meine Karten zu  
übernehmen — Grand mit dreien, Vorhand, Sie können  
aufdecken, es gibt keinen Stich mehr!“ und so schnell  
ihn seine Füße tragen wollten, humpelte er, von Jochen  
gestützt, in das Musikzimmer.

„Na, Maus, was ist denn?“ der alte Herr streichelte  
Hertthas Wangen.

„Armes Ding, ganz blaß siehst du aus!“

Das junge Mädchen lächelte matt.

„Ach, nichts, Väterchen, es ist wirklich nichts weiter,  
ein bißchen Kopfschmerz und Schwindel, laß dich nur  
nicht stören!“

„Kein Gedanke, Kind, wir fahren!“

„Soll ich das Anspannen bestellen?“ fragte Jochen  
zuvorkommend.

„Sehr liebenswürdig, Herr von der Lühe, ich würde  
Ihnen außerordentlich dankbar sein!“

Herttha machte noch einen schwachen Versuch, zu  
widersprechen, doch Lühe war schon aus dem Zimmer  
geeilt.

Amtsrats bemühten sich sorglich um das junge  
Mädchen, aber Herttha wehrte jede Hilfeleistung ab.

„Nur ein wenig Ruhe, dann wird mir gleich besser  
werden.“

Graf Steinrück zog seine Pikeweste zurecht.

„Gnädigste Frau, liebster Herr Amtsrat, Sie ver-  
zeihen, wenn wir uns auf französisch drücken. Dürfte ich  
Sie bitten, meine Tochter und mich den Herrschaften zu  
empfehlen?“

„Selbstverständlich! Selbstverständlich! — Gräfin,  
noch ein Gläschen Sherry, passen Sie mal auf, das tut  
Wunder!“

Und ob Herttha wollte oder nicht, der Amtsrat ruhte  
nicht, bis sie ein Glas Wein eingenommen hatte.

Die beiden Hannoveraner vor dem Landauer tän-  
zelten unruhig hin und her.

„Na, los, Friedrich!“

Mit einem Ruck zogen die Pferde an, Kies stob auf,  
und droben auf der Rampe stand Jochen von der Lühe  
und lauschte auf den verhallenden Hufschlag.

Graf Albert breitete eine Decke über Hertthas Knie.

„Wie fühlst du dich denn, Kleines?“

„Danke, Väterchen, nun ist mir schon wieder ganz  
wohl, es tut mir so leid, daß ich dir den Abend ver-  
dorben habe!“

„Ach Unsinn, ist mir ganz lieb, wenn wir bei guter  
Zeit wieder zu Hause sind, aber, weißt du, etwas muß  
ich dir doch erzählen! Der Lühe ist ein Schlauch, ein

ganz gerissener Kunde, da schustert er sich bei dir und  
mir auf Deuwel komm' 'raus, und mit einemmal, hast  
de nich' gesehen, kommt der Pferdefuß zum Vorschein!“  
Es war gut, daß der alte Herr Hertthas Gesicht nicht  
sehen konnte, denn es war wie mit Blut übergossen, und  
das junge Mädchen drückte sich noch tiefer in die  
Wagenede.

„Ja, also denke dir, da erzählt mir Rosenow so bei-  
läufig, daß er vorgestern nach Urtow fährt; und wie er  
an der Brieower Grenze vorbeikommt, was steht er?  
Einen ganz klobigen Hirsch, noch halb im Bass, der am  
hellen, lichten Tage über die „Bruchwiese“ in das  
„Gange Bruch“ wechselt, na, nun wußte ich ja sofort,  
was die Glode geschlagen hat, natürlich spannt Lühe  
auf den Kapitalen, und bis er ihn glücklich auf die Decke  
gelegt hat, will er uns so sachtchen einwickeln, „Spie-  
gelberg, ich kenne dich!“

„Das glaube ich nicht, Väterchen.“

„Glaubst du nicht?! — So? — Glaubst du nicht!“  
Graf Steinrück wurde ganz lebhaft. „Und ich sage dir,  
ich kenne meine Pappenheimer!“

„Aber diesmal bist du im Irrtum, denn Lühe hat  
mir heute Abend von selbst von dem Hirsch gesprochen.“

„Ach nee!“ Der alte Herr machte ein ganz verdunktes  
Gesicht: „So ein Kerl, — aber zum Schwerebrett noch  
mal, weshalb ist er denn dann so freundlich?! Irgend  
etwas steckt totfischer dahinter, wenn ich nur wüßte,  
was?“

Doch diesmal bekam er keine Antwort, denn Herttha  
hielt den Schal vor das Gesicht und wahrhaftig, — es  
klang gerade, als ob sie lachte, ein leises, silberhelles  
Lachen.

„Sagtest du etwas?“

„Nein, Väterchen, ich bin müde und möchte ein biß-  
chen dusseln.“

„Na, dann mach' mal ein Nickerchen, Mädel, wir  
sind ja gleich zu Hause.“

Ein Windstoß fuhr fauchend durch die Wipfel der  
Bäume, am westlichen Horizont zuckte ein fahler Schein  
auf, Wetterleuchten.  
(Fortsetzung folgt.)

## Volkslied.

Eine süße altvertraute Weise  
Singt im Dorf die Handharmonika.  
Weise fällt der Sommerregen, — leise . . .  
über Wiesen, die in Schönheit prangen,  
Und der Felder reisendes Geschid.  
Um der Mädchen leicht erbläute Wangen  
Zieht sie ihre schwermutvollen Kreise:  
Warum weinst du, holde Gärtnersfrau?“  
Weise fällt der Sommerregen, — leise . . .  
Elise Ritter.

## Nun ruhen alle Wälder . . .

(Erzählung aus Johann Sebastian Bachs  
Jugendzeit.)

Von Max Karl Böttcher.

Es war um die Rosenzeit!

Im breiten, behaglichen Stadtmusikus-Hause am Frauen-  
plane zu Eisenach saß Vater Ambrosius Bach, der frühere  
Stadtmusiker zu Erfurt, der seit geraumer Zeit Hof-  
stadtmusiker der lieben, kleinen Wartburgstadt geworden  
war. Die Fenster des gemütlichen Arbeits- und Wohn-  
gemachs waren weit geöffnet, und ganz schwach aus der Ferne  
hörte man die weichen Stimmen der Kurrendesänger, die  
in der Elisabethengasse bei Meister Hildebrandt, dem  
Wassenschmied, zur Hochzeitsfeier fromme Weisen sangen.

Vater Ambrosius Bach stand am vielsätigen Schreib-  
pult und ordnete einen Stoh sauber geschriebener Noten-  
blätter, dann rief er zur Küche hinaus nach Johanna Sudith,  
der jüngsten Tochter des Hauses. Das Mädchen kam, knickte  
freundlich und fragte: „Was wünscht der Herr Vater?“

„Nimm diese Noten, Kind, und trage sie zu Oheim  
Christoph (Christoph Bach war seit 1665 Organist in Eisenach,  
ein damals berühmter Orgelspieler und anerkannter Kom-  
ponist) und erlaube ihn von mir. Und wenn du drunten beim  
Spielen unseren Sebastian triffst, sage ihm, er möge sofort zu  
mir kommen, wir wollen auf der Geige üben!“



Da ließ sich eine schwache Stimme vernehmen: „Aber, Bruder, hast du denn vergessen, daß heute Kurrende-Singen ist und unser Bästel also nicht beim Spiele sich vergnügt! Höre doch die Sänger!“ — Im großen Ohrenstuhle neben dem mächtigen Kachelofen saß ein armseliges Weiblein, dessen Antlitz verriet, daß es schwachen Geistes war. Es war die schwachsinnige Schwester des Hofmusikus Ambrosius, die dieser und die Frau Bachin trotz eigener großer Familie in rührender Hingabe bis zum Tode pflegten und betreuten. Das unglückliche Geschöpf nahm sonst keinen Anteil an den Vorgängen des Hauses, aber was den Tünsten der zahlreichen Gamle, den Johann Sebastian, betraf, das faßte ihr schwacher Geist. Es war, als ob die Kranke in prophetischer Voraussehung ahnte, daß der kleine Johann Sebastian sich zu einem der größten Musiker emporringen werde, der je gelebt hat. Und so verfolgte sie, so weit ihr gebrechlicher Körper und schwacher Geist es zuließen, jeden Schritt des achtjährigen Sebastian, und so wußte sie auch, daß er heute mit anderen Knaben der Stadt Kurrende-Singen gegangen war. Diese schöne Sitte war uralte in Eisenach. Jungens mit klaren, geschulten Stimmen gingen an etlichen Tagen der Woche durch die Gassen der Stadt und sangen vor den Häusern kirchliche Lieder, vor allem dort, wo etwas Besonderes sich ereignete, also Kindtaufen, Hochzeiten, Sterbefälle und ähnliches. Für ihren Gesang bekamen die Knaben Kuchen, Brot oder ein paar Heller in den Ringelbeutel. Der kleine Sebastian gehörte nun auch zu den Kurrende-Sängern, denn im Hause des Hofmusikus Ambrosius war oft Schmalzhans Küchenmeister. Das Einkommen vom Vater Bach war oft recht dürftig, und eine Familie aus zehn Köpfen (Vater, Mutter, die kranke Schwester und sieben Kinder) zu nähren und zu kleiden, ist ein Kunststück. Deshalb waren die paar Broden und Heller, die Sebastian wöchentlich vom Kurrende-Singen heimbrachte, der Mutter Elisabeth, der Tochter des Kürschners Valentin Lämmerhirt aus Erfurt, eine willkommene Zubuße in der Küche.

Heute war nun allerdings der kleine Bästel, wie man Sebastian nannte, nicht bei dem Kurrende-Singen gewesen. Er hatte sich heimlich davongeschlichen, als die Singeschar an der großen Stadtkirche vorbeimarschiert war, denn aus dem Gotteshaus ertönten mächtige Orgelklänge, die ihn anzogen, und er wußte, daß es der Oheim Christoph Bach, der Organist der Kirche war, der der großen Orgel die rauschenden Töne entlockte. Huch, war er den Singe-Kameraden entwischt und in das Gotteshaus geschlüpft, zur zweiten Empore aufgestiegen, und nun stand er am Chor und lauschte der wichtigen, ganz, ganz großen Orgelmusik.

Ganz verfunken saß Bästel in einer der schmalen Bänke und vergaß Raum und Zeit, aber sein wunderbar empfindlich Ohr berauschte sich an der Kunst des berühmten Organisten. Nachdem eine gewaltige Frage verklungen war, ging der Oheim in eine wundermilde Chormelodie über, die er zum Motiv nahm und nun lange und herrlich darüber phantasierte. Es war das schöne Abendlied: „Nun ruhen alle Wälder.“

Sebastian war geradezu ergriffen ob des Onkels gottbegnadeter Kunst, und als er dann ein wenig später mit ihm das Gotteshaus verließ, sagte er: „Herr Oheim, gibt es das, was Ihr da spieltet, ich meine über den Choral „Nun ruhen alle Wälder“, schon in Noten gelehrt?“

„Nein, Bub, das gibt es nicht! Das fiel mir nur gerade so ein, und wenn mir das Herz voll ist, dann zwingt es mich an das Spinett oder an die Orgel, und ich muß spielen und spielen, bis mir die Seele wieder leicht ist.“

Da seufzte der Knabe: „Ach, Herr Oheim, wenn ich doch auch so spielen und musizieren könnte, wie Ihr!“

Der Organist legte seine Hand auf Sebastians Scheitel und erwiderte: „Junge, es wird die Zeit kommen, da kannst du es auch, ja, wahrscheinlich viel besser, denn ich. Ich fühle, in dir steckt Großes.“

„Ach, Oheim, wenn doch mein Vater mehr Zeit hätte, mit mir zu üben! Ich muß ihm alles ablesen und ablauschen. Er sitzt ja immer am Schreibpulte oder am Spinett, sticht Noten und komponiert und übt und probiert, er muß immer darauf sinnen, etwas zu verdienen. Ach, wenn ich ihm doch dabei helfen könnte.“

„Bist noch gar zu jung, Bästel! Mach' du nur dem Vater stets rechte Freud', so wird er schon zufrieden sein!“

„Ach ja, rechte Freud' möcht' ich ihm machen! Eine recht große, große Freud' müßt' es sein! Wie könnt' ich das wohl anstellen, Oheim?“

Der Organist sann nach, dann meinte er: „Du kannst ja bereits schon recht ordentlich Noten lesen! Was mir dein Vater neulich zeigte, hat mich erstaunen lassen! Du bist schon weit im Kontrapunkt trotz deiner acht Jahre, Junge. Nun probiere doch einmal, über ein frommes Lied eine kleine Choralfuge zu setzen! Wenn dir das glückt, so wird sich bestimmt dein Vater ganz und gar darüber freuen!“

In diesem Augenblick kam Johanna Judith, Bästels Schwester. Man stand vor des Oheims Haus, und das etwas

ältere Mädchen richtete Gruß und Botschaft des Vaters aus, gab die Noten hin und überbrachte des Vaters Befehl an Sebastian, sofort heimzukommen, Geige zu üben.

„Herr Oheim, dürfte ich ein Stündlein oder zwei mit zu Euch ins Haus gehen? Gebt mir einen Federkiel, etwas Papier und Tinte, ich möchte ein paar Takte niederschreiben.“

„Junge, mußt denn das gleich sein? Du hörtest doch eben, daß dich Judith heimholen soll.“

„Es drängt mich, etwas niederschreiben, und das täte ich am liebsten gleich, Herr Oheim. Und Ihr solltet es mir dann vorspielen auf Eurem Spinett!“

Der Organist sah sinnend auf den Knaben hernieder, er erkannte das Drängen seiner Seele und sah ein heiliges Feuer in seinen klugen, tiefen Augen, und nun wußte er, daß es ein Unrecht wäre, wollte man dem erwachenden Genie Ketten anlegen. So sagte er schnell: „Komme herein zu mir und tue, was dich treibt! Aber was soll Judith dem Vater für Botschaft bringen?“

„Was sie will, Oheim! Nur nicht verraten sollst du, Schwester, daß ich Musik niederschreiben will, denn es soll ja für unseren Vater eine Freude und Überraschung werden.“

„Gut denn! So bringe deinem Vater, Judith, und der Frau Schwägerin Dank und Gruß und berichte kurz, du habest zwar den Sebastian getroffen und ihm gesagt, er möge heimkommen, aber er hätte anderes vorgehabt! Was das sei, verschweigst du, um dem Vater die Freude der Überraschung nicht zu verderben!“ Und nun traten sie ins Haus des Oheims, während die Schwester nach Hause eilte. Der Organist gab Sebastian Notenpapier, Tinte und frischgeschmittene Federkiel, dann ließ er ihn allein.

Stunden vergingen, aber der Oheim störte den Knaben nicht, und als es schon begann zu dunkeln, trat Sebastian in Herrn Christoph Bachs Gemach. Sein Kopf glühte, seine Augen waren, als sähe Fieber drin, und nun reichte er dem Oheim das Notenblatt. Der zündete das sinnerne Stumpfen an und überlas nun das sauber Geschriebene, dann lagte er glücklich auf und stieß hervor: „Alle Wetter, das lasse ich mir gefallen! Junge, das ist ja eine ganz keine Arbeit, das ist ja eine köstliche Choralfuge, gegen die mein Phantasieren auf der Orgel heute nachmittags Stümperlei zu nennen wäre! Laß' hören!“

Mit drei großen Schritten war er am Spinett, setzte das Lämplein zurecht, legte das Notenblatt auf das Klapppult, und nun klang es feierlich durch den Raum: „Nun ruhen alle Wälder“, jenes schlichte, herrliche Abendlied Paul Gerhards, und daran schloß sich dann die kleine, ganz, aber ganz und gar fältreffliche Choralfuge, reich an Melodik, reich an Erfindung. Das gottbegnadete Genie hatte sein erstes Werk geschaffen, wenn es auch noch durchaus unter dem Einfluß des großen Oheims Christoph Bach stand, aber es blieb doch ein Wunderwerk und doppelt Wunder, da der kleine, noch nicht neunjährige Künstler noch nicht einmal die Kunst des Klavierspiels gelernt hatte, denn das lehrte ihn erst sein älterer Bruder, der Organist von Ohrdruf, der ihn bald danach, nach dem frühen Tode des Vaters Ambrosius, zu sich nahm.

Immer und immer wieder spielte Herr Christoph Bach die kleine Komposition und freute sich, wie herrlich die Stimmen geklärt waren, aber dann sprang er auf und rief: „Nun aber heim zum Vater, Bästel, ihm dein erstes Opus vorzutragen! Herr, wird der eine Freud' haben!“

Aber mit der erwarteten Freud' war es vorerst sehr mäßig, denn der Vater war im Zorn. Das lange, unverständliche Ausbleiben des Knaben hatte den Hofmusikus in Ärger und Aufregung gebracht, und als im Hause am Frauenplan drunten die Türloche läutete, eilte Herr Ambrosius wutentbrannt hinab und donnerte dem eintretenden Sohne entgegen: „Nichtsnutz, wo treibst du dich umher?! Wie soll ich einen ordentlichen Musikus aus dir machen, wenn du, statt Geige zu üben, dich auf der Gasse trolchst und Pflicht und Arbeit vergisst!“ Und er hob im Zorn die Hand zum Schlage, jedoch der Oheim, der nun auch mit in den Flur des Hauses getreten war und den Vater Ambrosius vorerst im Zorne gar nicht gesehen hatte, fiel dem Ergriminten in den Arm und fing den harten Schlag auf und rief: „Halt! Halt! Nur gemach, lieber Bruder! Wenn jemand überhaupt Strafe verdient, wäre ich es, denn ich trage ein gut Teil der Schuld, daß der Bästel so spät heimkommt!“

„Du, Christoph?“ fragte erstaunt und ein wenig besänftigt der Hofmusikus.

„Gewiß, Teurer! Nun laß deinen Grimm dahinfahren und nimm uns unter den freundlichen Schein deiner Lampe, dann will ich erzählen!“

Der Vater voraus, dann der Onkel und am Schluß der Sebastian, so zogen sie droben ein. Die Mutter Elisabeth hatte vermeinte Augen, denn der Hofmusikus mochte schon arg gezannt und sie wahrscheinlich ihren Jüngsten in Schutz genommen haben.

„Wo warst du so lange, Bästel?“ empfing sie den



Knaben mit mildem Vorwurf. An seiner Statt antwortete der Oheim: „Erst bei mir in der Kirche und lauschte meinem Spiele, dann nahm ich ihn mit in mein Haus, weil es ihn drängte, zu komponieren!“

„Wer? Mein Sebastian?! Wird etwas Geheimes geworden sein!“ rief unwillig der Vater.

„Söre und dann urteile!“ erwiderte nur der Onkel, setzte sich an das Spinett und begann zu spielen.

Ganz, ganz still war es im Raume, durch die geöffneten Fenster ertönte nur hin und wieder ein heimlicher, linder Vogelruf aus dem Gesträuch der Linde vor dem Hause, und nun schwangen sich silberfein, wie damals eben ein gutes Spinett klang, holde, weiche und liebliche Töne durch das Gemach. Erst der schöne Abendchoral und daran das Geranke der köstlichen Fuge, und als der Onkel geendet hatte, spielte er das Ganze noch ein zweites und drittes Mal, dann aber legte er die Hände ineinander, und nun war es so welkenstill im Raume, als läge alles im tiefsten Schlafe. Nur aus dem Ohrenstuhl am Ofen, wo tagsüber die geisteschwache Schwester ihren Platz hatte und wo sich der Vater Ambrosius hingesezt hatte, ertönte nun ein leises, verzacktes Weinen. Der Hofmusikus weinte vor Glück und Freude ob des Wunderwerkes des achtiährigen Knaben, und dieses Weinen, so sagte Sebastian nach noch in hohem Alter, wäre ihm das höchste Lob, die teuerste Anerkennung gewesen, die er je geerntet, ihm viel mehr wert, als alle Bewunderung, die er später von Fürsten und hohem Adel und allem Volke gewonnen hätte.

## Das unromantische Japan.

(Eine Korrektur des Allzu-Poetischen.)

Von Dr. Erwin Stranik.

Vielleicht trägt Lafcadio Hearn daran schuld, dessen Bücher immer wieder gleich einem Evangelium herangezogen werden, wenn es gilt, blumentreiche Lobgesänge über den Osten anzustimmen, oder Pierre Loti, der in seinem Roman „Madama Christanthème“ ein so sentimental-elegisches Bild des gelben Inselreiches entwarf, daß der Europäer von Japan stets in romantischer Versäuberung zu schwärmen pflegt und glaubt, ein Aufenthalt in diesem Lande müsse — gelinde gesagt — ein paradiesisches Erlebnis bedeuten. Wer aber nur ein einziges Mal durch einige Monate — sei es geschäftlich oder aus rein menschlichem Interesse — in Tokio, Yokohama oder Osaka geweilt und hierbei versuchte, sich in einer dieser Städte oder deren Umgebung „häuslich niederzulassen“, wird seine Ansichten über die Schönheiten des Ostens sicherlich gründlich ändern.

Denn es besteht ein großer Unterschied — und diesen übersehen die meisten Europäer —, ob man in einem fremden Lande zu Heimatsmöglichkeiten gelangen kann oder nicht. Wer heute nach Amerika, Südafrika oder Australien auswandert, findet dort eine dominierende weiße Rasse vor, in die er sich bloß einzufügen braucht, um in gleicher Weise wie in seinem früheren Vaterlande leben zu können. Er vermag sich deshalb bei einigem guten Willen dort tatsächlich eine „neue Heimat“ zu schaffen. In Japan ist dies jedoch völlig ausgeschlossen. So sehr der Japaner auch den Europäer schätzt, — denn er weiß ganz genau, wie viel er von ihm bereits gelernt, und vergißt keinen Augenblick, was er noch alles von ihm lernen will, — so liebt er ihn doch nicht. Niemals wird es den Europäern gelingen, in größerer Anzahl innerhalb der japanischen Volksgemeinschaft „japanergleich“ zu werden. Das verhindert die gelbe Rasse selber mit klügstem diplomatischem Geschick.

Wer als Europäer ein japanisches Haus betritt, kann der erlesensten Gastfreundschaft gewiß sein. Man wird ihn zumindestens ebenso bewirten wie in Europa, wenn nicht sogar besser, die Japaner werden sich völlig europäisch geben, — nur eines werden sie nicht tun: dem Fremdling ihr Herz öffnen. Niemals entstehen zwischen dem Europäer und Asiatischen Bande der Herzlichkeit, der seelischen Gemeinschaft. Alles bleibt Zeremonie, Muratsse, allein nirgends zeigt sich das wahre Gesicht. Dieses aber ist doch noch um vieles traditionsverbundener als man für gewöhnlich anzunehmen pflegt. Die europäische Sitte herrscht nur im Verkehr mit Weißen, treffen Japaner einander, ändert sich sofort das Bild: an Stelle der Sessel treten die Kuchelissen, an Stelle der englischen Konversationsmethode die althergebrachte japanische. Es ist wie im Leben der so rasch aufblühenden japanischen Städte: unter den Straßen Tokios rast die elektrische Untergrundbahn, auf diesen flauen sich die Autos, Droschken und Straßenbahnen, zwischen all dem Lärm tönt aber noch immer das schrille Pfeifchen der Kulis, die mit ihren Risikahals durch das dichteste Gewühl von Menschen

und Fuhrwerken sich ihren Weg bahnen. Und gerade dies ist das wirkliche Japan.

Da also dem Europäer ein innigerer Kontakt mit dem Japaner von dessen Seite aus bewußt unmöglich gemacht wird und ihm nur der geschäftliche oder offizielle Verkehr bleibt, so sieht er sich gezwungen, innerhalb der großen japanischen Siedlungen eigene „Europäergemeinschaften“ zu gründen. Dadurch wird er automatisch in jene Rolle gedrängt, die er sonst niederen Rassen in seinen Herrschaftsbezirken zuweist.

Dah aber auch diese Europäerviertel kaum Ersatz für eine vollwertige Lebensmöglichkeit bieten, läßt sich leicht erklären. Schon vor allem deshalb, weil der Kreis der Weißen zu klein ist, als daß die einzelnen Mitglieder dauernd aneinander Interesse finden könnten. Dazu tritt noch die Verschiedenheit der Nationalitäten, die sich naturgemäß in einer eben solchen Verschiedenheit der Temperamente, ethischen, politischen und künstlerischen Ansichten auswirkt. Will man sich in der weißen Kolonie nur halbwegs wohlfühlen, so ist man zu unaufhörlichen Kompromissen gezwungen.

Für geistige Anregung vermag ein so kleiner Kreis selbstverständlich auch kaum zu sorgen. Das japanische Kino, der japanische Rundfunk müssen auch hier beinahe ausschließlich sämtliche Unterhaltungsbedürfnisse befriedigen. Theateraufführungen kommen nicht einmal bis zu dilettantischen Darbietungen, da auch hier wieder die Differenz der Nationen hemmend einwirkt. Wer als Europäer in Japan zu leben gezwungen ist, kann also nicht mehr vom Festein erwarten als grenzenlose Langeweile und unrettbare geistige Verödung infolge ständigen Mangels eines wirklich intelligenten Kontaktes.

Bleibe die Natur! Wer in Europa kennt nicht die oft gesungenen Weisen von der japanischen Frühlingskirschblüte oder vom japanischen Herbst, wenn alle Wälder in blutendes Rot getaucht sind! Allein diese Zeiten sind sehr kurz, sie währen in ihrer wirklich bezaubernden Schönheit kaum drei bis vier Wochen, dazwischen liegt ein endlos langer, unendlich heißer Sommer. Auch sonst bietet die Natur, von einzelnen überwältigenden Eindrücken, wie etwa dem bekannten Fushijima abgesehen, keinerlei Reize, die sich nicht in mindestens ebensoförmlicher Weise auch in Europa finden. Gegenden, wie sie die österreichischen Alpen mit ihren vielen Bergseen und den wunderbaren Tönungen zwischen Himmel, Gestein und Pflanzenwuchs bieten, wird man in Japan vergeblich suchen. Was man sonst von den wunderbaren japanischen Blumenzüchten erzählt, so darf man auch nicht glauben, daß diese so allgemein zugänglich wären wie etwa unsere botanischen Gärten. Der Japaner züchtet seine — übrigens etwas defakent anmutenden — Pflanzen stets in Treibhäusern und holt sie aus diesen nur bei besonders festlichen Anlässen hervor.

Man darf etwa ein- bis zweimal des Jahres diese Blumenpracht bestaunen, ansonsten bleibt sie vor den Augen aller, die sie etwa genießen wollten, sorgfältig verborgen. Und das japanische freie Land? Entfernt man sich von den Städten mit ihrer benzindurchtränkten Luft und fährt zu einzelnen, noch naturnäheren Inseln, so wird auch hier der Eindruck nur ein mittelmäßiger sein: die Leute leben dort noch ganz in ihren alten Vorstellungen befangen, viele haben noch niemals eine Eisenbahn gesehen, beinahe alle aber kennen schon das Radio. Obwohl sich die japanische Frau fast vollständig emanzipiert hat, so daß sie in den einzelnen Geschäftshäusern und Kontors dieselben Arbeiten verrichtet wie das junge Mädchen in Europa, ist diese Entwicklung doch ebenfalls ganz auf die Städte beschränkt. Im freien Lande gilt die Frau noch als Dienerin, wenn nicht gar als Sklavin ihres Herrn.

Der Japaner, zur aktivsten Politik berechtigt, zeigt doch noch wenig Interesse dafür. Kaum ein Viertel aller Wahlberechtigten gaben bei den letzten Wahlen ihre Stimmen ab, und die Versammlungen aller Wahlwerber zeigten mehr Läden als Anwesende. Zu sehr also befindet sich dieses Land in eigener Entwicklung, als daß es dem Europäer nahekommen könnte. Romantik in Japan zu suchen, dürfte heute bereits vergebliches Beginnen sein.

## ○○○ Scherz und Spott ○○○

Ihre Strafe. „Dora“, sagt die Mama streng, „du bist zu tofett. Für dein ewiges Flirten wirst du noch bitter bestraft werden.“ — „Aber, Mama, ich habe mir erzählen lassen, daß du auch viel geflirtet hast, und du bist doch nicht bestraft worden!“ — „Mein Kind“, erwidert die Mama mit einem Seufzer, „da möchte ich dich doch bitten, Dir einmal Papa genau anzusehen.“